

bern. „An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen“ — dieses Wort des Herrn gilt, wie von der Lehre der „Reformatoren“ überhaupt, so auch namentlich von ihrer Abendmahlslehre.

Zum Schluß unserer Betrachtungen über das hl. Sakrament möchte ich noch eine Einwendung gegen unsere katholische Lehre vom hl. Abendmahl berühren, die vielleicht den einen und anderen unserer Leser schon beunruhigt hat: daß wir nämlich auch nach der Konsekration oftmals die Namen „Brot und Wein“ angewendet finden, obwohl nach unserer Lehre alsdann von Brot und Wein eigentlich nicht mehr geredet werden kann. Beim sakramentalischen Segen singen wir z. B.: „Brot vom Himmel hast Du ihnen (den Menschen) gegeben etc.“ Und der Völkerapostel Paulus sagt an der schon erwähnten Stelle seines ersten Korintherbriefes geradezu: „So oft ihr von diesem Brote esset, und den Kelch trinket, sollt ihr den Tod des Herrn verkünden, bis Er wiederkommt.“ Kann man daraus schließen, daß — durch die Konsekration — eine Aenderung (die Wesensverwandlung) nicht stattgefunden habe?

Die Einwendung läßt sich durch eine Reihe von Beispielen aus der hl. Schrift leicht widerlegen, von denen ich nur zwei anführen will, weil sie vollauf genügen dürften. Im 9. Kapitel des Johannes-Evangeliums wird berichtet, daß der Herr einem Blindgeborenen das Augenlicht gab. Dieses Wunder hatte einen langen, erregten Wortwechsel zur Folge zwischen den fanatischen Juden einerseits und dem Geheilten und seinen Eltern anderseits. Im 17. Vers lesen wir nun: „Sie sagten wiederum zu dem Blinden, — er wird blind genannt auch nach der wunderbaren Heilung. Hat etwa keine Aenderung, keine Heilung stattgefunden? Kein Vernünftiger wird das behaupten wollen. Es ist eben Gebrauch und allgemein Gewohnheit in jeder Sprache, bei dem Vorkommen einer solchen Umwandlung den ursprünglichen Namen fortwährend beizubehalten. So heißt es auch in dem Berichte des hl. Evangelisten Johannes über das Wunder auf der Hochzeit zu Kana: „Als daher der Speisemeister das Wasser kostete, das zu Wein geworden war.“ Es konnte nicht zugleich Wasser und Wein sein, es hätte sollen einfach Wein genannt werden; aber es heißt: „Das Wasser, das zu Wein geworden war,“ und behält also den Namen bei, den es vorher gehabt. Diese beiden Beispiele aber werden genügen, um dem Leser zu zeigen, daß Ausdrücke dieser Art nicht als Basis zur Erklärung der ganzen Schriftstelle angenommen werden dürfen — hier in unserm Falle aber können die Ausdrücke „Brot und Wein“, wenn sie nach der Konsekration noch gebraucht werden, nur für diejenigen eine Schwierigkeit in der Annahme unserer katholischen Glaubenslehre bieten, der gewöhnlich nach solchen „Schwierigkeiten“ sucht.

S.

Schützen- und Turnfeste.

In den bevorstehenden Tagen der Düsseldorf-Kirmes feiert der altherwürdige St. Sebastianus-Schützenverein, wohl der älteste Verein Düsseldorfs — denn er besteht urkundlich 468 Jahre —, auf den Rheinwiesen der anderen Rheinseite sein althergebrachtes Schützen- und Volksfest. Liegt auch die Zeit längst hinter uns, wo die Bürger sich in den Waffen üben mußten, um im Notfalle Hans und Hof, Weib und Kind auf den Wällen der Stadt zu schützen gegen den heranziehenden Feind, die Lust am Wett- und Freundschießen hat sich doch bis auf unsere Zeit erhalten; der beste Beweis dafür sind die an vielen Orten des Niederrheins üblichen Schützenfeste.

Als im 13. bis 15. Jahrhundert die politi-

sche Macht von den Ritters auf die Städte überging, da mußte auch bald Ersatz geschafft werden für die patrizischen Turnierfeste. Das Uebungsschießen der weisfähigen Bürger gab treffliche Gelegenheit dazu. Wenn man diese ernste Angelegenheit mit der damaligen Mai-fest-feier verband, schuf man ein Fest so recht nach dem Bedürfnis der Menge: nützlich und angenehm. Allüberall in Deutschlands Gauen wurden die Maisschützenfeste im 15. und 16. Jahrhundert glanzvoll gefeiert. Zuerst kam die Arbeit des militärischen Uebungsdiens, dann folgten üppige Schmausereien. Dieselben Bürger, die vor einem Jahrhundert als Zaungäste neidischen Blickes auf die Prunkmahl der Ritter aus angemessener Entfernung einen Blick werfen durften, luden nun die Ritter und Edel Damen zu ihren bürgerlichen Festen als Gäste ein. Und sie kamen gern. Alle Welt kam gern. Denn es ging lustig zu und hoch her. Schon das aufregende Wett-schießen auf den lebendigen Vogel droben an der Stange, dann der feierliche Akt der Verleihung des „Königsvogels“ als erster Preis und der pomphaft umzug des Schützenkönigs und der Königin: an der Spitze der Fähndrich, der seine Fahne wohl zu schwenken verstehen wußte „über sich, vor sich hin, hinter sich, dann durch die Weim“; ihm folgte die lustige Person, der „Pritschenmeister“, den jedermann mit Jubel begrüßte; hinter ihm die Musikanter, denen in stolzem Zuge die Reiten der Jung- und Altschützen folgten. Und nun gar das anschließende Volksfest und Gelage: da ging es hoch her, und gar mancher mußte 16 Heller als Buße zahlen, der nicht „eyrbairlich und kucktschlich“ war und sich in „unredlichem (unvernünftigem) Dripfen überladen“ hatte. Als drittes Element trat im ausgehenden Mittelalter noch eine christliche Feier hinzu: die Schützen-Gesellschaften wählten sich einen Schutzheiligen, so sehr häufig den heil. Sebastianus, und organisierten sich als Bruderschaften. Daraus entspringt der so oft vorkommende Name „St. Sebastianus-Schützenverein“.

Inzwischen waren auch die Zeiten, wo der Bürger selbst eigen auf den Torburgen seine Stadt schützte, vorübergegangen. Söldner traten an die Stelle. Somit fiel der Zweck der militärischen Uebung und die Uebung selbst weg. Es blieb eben die Lidelitas, der festliche Teil, und er hat sich erhalten bis auf den heutigen Tag. Unsere heutige Gesellschaftsordnung ist noch zu unhistorisch, um eigene Feste schaffen zu können. Sie wird sich an die alten Lustbarkeiten halten müssen.

Und unter diesen steht das Schützenfest obenan. Ein richtiges Volksfest ist es geworden, das alle Gesellschaftsschichten in gesunder Freude zu vereinigen und auch den tiefer Blickenden zu fesseln versteht, besonders wenn es in einer so harmonisch-schönen Weise gefeiert wird, wie die Schützenfeste hier am Niederrhein, speziell in Düsseldorf und Umgegend, als deren bedeutendstes das Schützen- und Volksfest des St. Sebastianus-Schützenvereins doch wohl zweifellos gelten darf.

Im Gegensatz zu den Schützenfesten sind die Turnfeste durchaus neueren Datums; das erste derselben liegt etwa 43 Jahre zurück. Zur Zeit, als das Turnen noch offiziell verfehmt war, fand unter der Regide des liberalen Koburger Herzogs Ernst das erste deutsche Turnfest in den Tagen vom 16. bis 19. Juni 1860 in Koburg statt. Das Fest war gewissermaßen politisch bedeutungsvoll. Es war das erste Fest der ältesten nationalen Vereinigung und bereitete mit jener allgemeine nationale Begeisterung vor, aus der die Wiedervereinigung Deutschlands hervorging. Für das deutsche Turnwesen bezeichnet es den Anfang einer neuen Ära. Bis dahin war das Turnwesen zum Teil politisch geachtet. Jetzt machte sich langsam eine Wandlung fühlbar.

Schon ein Jahr darauf begingen die deutschen Turner ihr zweites Fest. Man nahm

die Gelegenheit wahr, den Grundstein zu dem Denkmal für den Turnvater Jahn in der Hasenhaide bei Berlin zu feiern, der Stätte, die den Ausgangspunkt für das deutsche Turnwesen bildet, dem ersten Turnplatz Jahn's. Diesmal, an dem zweiten Berliner Turnfest, nahmen bereits die preussischen Staatsbehörden an der Feier der noch kurz vordem so geachteten Turner teil. Weit über tausend Turner waren von auswärts erschienen; das besagt nicht viel für die heutige Beteiligung an den Turnfesten. Damals aber, wo die Verkehrsmittel noch nicht so zahlreich und so billig waren, dürfte es als Beweis gelten, daß man das Turnfest in ganz Deutschland als nationale Sache ansah.

Das dritte deutsche Turnfest ward zwei Jahre später, 1863, gemeinsam mit der 50-jährigen Gedenkfeier der Völkerschlacht von Leipzig an der Stätte dieses nationalen Erinnerungsfestes gefeiert. Damals zählte bereits die deutsche Turnerschaft über 100 000 Mitglieder, von denen über 20 000 bei dem herrlichen Feste anwesend waren, das an nationaler Begeisterung die bisherigen Feste noch überbot.

Dann aber dauerte es lange, ehe ein neues allgemeines deutsches Turnfest zustande kam. Die drei Kriege, die für das Wiederaufstehen eines neugeeinten deutschen Reiches notwendig waren, mußten erst ausgefochten werden. Erst machte der deutsche Bruderkrieg vom Jahre 1866 einen Riß auch in die Stimmung des Volkes. Die, die sich eben noch im Kriege gegenüberstanden, konnten nicht auf dem Festplatz miteinander fröhlich sein; und ehe die Wunden dieses Krieges völlig vernarbt waren und die Stimmung für ein viertes deutsches Turnfest vorhanden war, brach der deutsch-französische Krieg aus. Aber kaum war der Krieg siegreich zu Deutschlands Ehre beendet, rüstete man sich zum vierten deutschen Turnfest, das im Jahre 1872 in Bonn gefeiert wurde. Es war das einzige, das in gewisser Beziehung als verunglückt angesehen werden konnte; die Beteiligung war eine sehr schwache, woran einerseits lokale Verhältnisse zufälliger Art die Schuld trugen, andererseits aber war man noch zu kurz nach dem Kriege, zu sehr noch im Siegesrausche und zu jung noch in der Freude über das neu geeinte deutsche Reich, um zu erkennen, daß trotz der Wiedervereinigung Deutschlands solche Feste notwendig waren.

Das fünfte allgemeine deutsche Turnfest fand im Jahre 1880 in Frankfurt a. M. statt, von dessen herrlichem Verlauf sich ein schneller Aufschwung der deutschen Turnerschaft und der deutschen Turnfeste herzschrift, noch mehr von dem Dresdener Fest im Jahre 1885. Dieses sechste deutsche Turnfest, mit dem zugleich die fünfundschwanzigste Wiederkehr des Tages gefeiert wurde, „an welchem einst in Koburg unter dem Schutze eines freiheitsliebenden und volksfreundlichen Fürsten der Grundstein zu dem Baue der deutschen Turnerschaft gelegt wurde, der sich heute über alle deutschen Gauen erstreckt, und auch im Auslande feste Stützen hat“, war in vielerlei Beziehungen bemerkenswert. Zum ersten Male erschien beim 6. deutschen Turnfest ein deutscher Fürst, König Albert von Sachsen, auf dem Turnplatz, um den Turnübungen längere Zeit beizuwohnen. Auch Kaiser Wilhelm sandte auf einen telegraphischen Gruß der Turner eine Dankantwort und sprach darin den Wunsch aus, „daß die deutsche Turnerschaft, als eine bildende Pflanzstätte für die Wehrhaftigkeit der Jugend, in ihrer Entwicklung auch ferner kräftig fortschreiten möge.“

Ebenso, wie das Dresdener Turnfest, zeigte auch das siebente deutsche Turnfest, das im Jahre 1889 in München beinahe 14 Tage lang gefeiert wurde, daß die deutschen Turnfeste auch politisch ihre Bedeutung noch nicht ausgespielt haben.

Die Begrüßungsrede, die der Ehrenvorsitzende des Festes, Prinz Ludwig, der Sohn

des Prinz-Regenten hielt, war eine Rede, welche über Deutschlands Grenzen hinaus Aufsehen erregte. Er sprach von dem Anteil Bayerns im deutschen Sinne seit den Tagen König Ludwig des Ersten, der Annäherung und Befreundung zum deutschen Kaiserhaus, und das alles gesagt zur Ehre der deutschen Turnerei aus dem Munde des präsumtiven Thronerben der bayerischen Krone — das klang so erwidmend und verheißend in tausend Herzen wieder, daß auch die alten, im Kampf um die gute Sache ergrauten Turner sich sagen mußten: Nun sind wir auf gutem Wege!"

Zum achten deutschen Turnfest versammelten sich die deutschen Turner im Jahre 1893 in Breslau, zum ersten Male in Deutschlands Osten. Konnte dieses Turnfest auch nicht an Glanz und Bedeutung die beiden vorhergehenden Feste erreichen, so überbot es diese an Gemütlichkeit, wurden die Turner doch in Schlesiens Hauptstadt mit einer Herzlichkeit ohne Gleichen aufgenommen.

Dann kam im Jahre 1898 Deutschlands Norden daran. Zum ersten Male vereinigten sich die deutschen Turner zu einem Turnfeste an der Waaterkant; das neunte deutsche Turnfest fand im Juli des genannten Jahres in Hamburg statt, bei einer ungewöhnlich starken Beteiligung. Und nach Hamburg versammelten sich zum zehnten deutschen Turnfest die deutschen Turner zum zweiten Male auf bayerischem Boden in Nürnberg, wo man eben jetzt mit den Vorbereitungen für das Fest aufs eifrigste beschäftigt ist.

Die deutschen Turnfeste sind eigenartig und unterscheiden sich in mannigfacher Weise von den deutschen Sängersfesten und Bundesfesten: sie tragen einen idealen Charakter dadurch in sich, daß sie für die einzelnen Festteilnehmer mit den allerschwersten Arbeiten verbunden sind.

Festbummler sind in verschwindend kleiner Anzahl anzutreffen, Fest-Becher ebenfalls. Denn wenn auch der deutsche Turner Freund eines guten deutschen Trunkes ist, so muß er doch bei den Turnfesten jedes Uebermaß scheuen, wenn er einen Siegespreis erringen will, der nur durch die gewaltigsten Anstrengungen errungen werden kann, um den Ströme von Schweiß vergossen werden, denn lange schon vor den Festen beginnen in den einzelnen Turnvereinen die Vorbereitungen. Aber trotz aller dieser Anstrengungen, die im Erringen des Preises gemacht werden müssen, bestehen diese Siegespreise nicht in kostbaren Gegenständen, sondern nur in einem einfachen Eichenkranz und einem einfachen Diplom, die aber im Heim des deutschen Turners nicht minder als Schmuck der Behausung angesehen werden, als glänzende Pokale und andere Wertstücke, die bei Sportfesten anderer Art errungen werden.

Die „deutsche Turnerschaft“, die sich zu diesen deutschen Turnfesten, in der Regel in Zeitabständen von 5 Jahren, ein Stellbildnis gibt, ist eine stattliche Macht, gehören ihr doch in etwa 4000 Vereinen ungefähr eine halbe Million Mitglieder an. Aber zu den Festen erscheinen nicht nur Mitglieder dieser Turnerschaft, sondern deutsche Turner der ganzen Welt, nein auch fremdländische Turner, die sich für das deutsche Turnwesen interessieren. Bei den letzten großen Turnfesten in München und Hamburg erschienen Turner aus Belgien, Holland, der Schweiz, Italien, Ungarn, Siebenbürgen, Schweden, Dänemark, Rußland, ja auch aus Nordamerika; ja der nordamerikanische Turnerbund ist bei den meisten deutschen Turnfesten vertreten gewesen.

Und alle die ausländischen Turner sahen und sehen immer wieder deutsches Turnen und die mannigfachen Vorzüge desselben vor den Sportübungen anderer Völker und kehren heim in ihre Orte, wo sie die Eindrücke des deutschen Turnfestes gewiß in Nachahmungen deutschen Turnens vorarbeiten. So haben diese Feste auch zur Anerkennung des Deutsch-

tums im Auslande beigetragen, und so haben sie auch als reinsportliche Veranstaltungen eine nationalpolitische Bedeutung, die nicht unterschätzt werden kann.

Erntebräuche.

Kulturgeschichtliche Skizze von E. v. Langfeldt.

Heiß gleitet Sonne durch das All,
Wie Gold liegt sie auf allen Wegen,
Die vollen Aehren neigen sich
Wie Dank für all den Erntesegen.

Erntezeit, reiche, frohe Zeit, die die Ausfaat mit gold'nen Aehren und reifen Früchten segnet, die den Lohn schwerer Arbeit und sauren Schweißes bringt, wie ersehnt Dich der Landmann mit Bangen und Hoffen! Die schaukelnden, wiegenden Halme, sie erzählen sich von dem Natursegen, der nun wieder aufgetan ist für so viel sorgende, hoffende, harrende Menschenherzen, aufgetan für alles, was da lebt. Man sieht wieder mit leiblichen Augen die Hand des Himmels, der mit der Erde einen Bund geschlossen, und der Staub der blühenden Aehren dampft ein keusch Geheimnis der Natur in die blauen Wolken auf und wird zum Opfer der Scholle. Und die heiße Sommerjonne lacht über das Halmenfeld hin wie ein Segensgruß:

Es regt auf dem reisenden Kornesfeld
Sich kaum ein Ästchen leis und mild,
Wie fromme Väter still beglückt
Im Gotteshause seh'n gebückt,
So scheinen, von ihrem Segen trunken,
Die Aehren im Gebet versunken.

Die Zeit der Ernte ist in mancher Beziehung eine Zeit, in welcher der Mensch die Güte Gottes ganz besonders erkennen und preisen soll, und es ist darum nur natürlich und eine schöne Sitte, daß in manchen Gegenden dem Ernteanfang eine Erntebetstunde in der festlich geschmückten Ortskirche vorausgeht, während es anderorts Brauch ist, während der Erntezeit, so lange Garben im Felde stehen, des Mittags vom Kirchturm zu läuten.

Es kann uns nicht wunder nehmen, daß eine Pflanze, die in so hohem Grade den Dank des Menschen gegen die Vorsehung erfordert, in ihrer ganzen Entwicklung vom Keimen bis zur Ernte mit besonderem Interesse beobachtet wurde, und daß eine große Zahl Sitten und Gebräuche sich an dieselbe knüpften. War im Frühjahr die Feldflur bestellt, so wurde dieselbe mit einem Pfluge, der von Jungfrauen gezogen wurde, umzogen. Durch dieses Benehmen, das vielfach in Süddeutschland üblich war, wollte man der Ackerarbeit den besten Erfolg sichern. Wollte der Landmann seine Saaten vor Blitz, Hagel und schädlichen Würmern schützen, so bedeckte er am Palmsonntag die Felder mit den geweihten Palmzweigen. In einigen Gegenden, wie in der Schweiz, war es Sitte, brennende Strohbindel über die Saatfelder hinabrollen zu lassen, um, wie es hieß, „das Korn aufzuwecken“.

Aus diesen Sitten und Gebräuchen geht hervor, daß der Landmann schon früher zu der Erkenntnis gekommen war, daß zu dem Gedeihen des Getreides mehr erforderlich war, als seine Arbeit. In der vorchristlichen Zeit schrieb er diese Einwirkung geistlicher Wesen zu, die bald einen günstigen, bald einen schädlichen Einfluß auf die Feldfrüchte ausüben sollten. In Niederdeutschland ist es besonders die „Roggenmuhme“, die in den wogenden Halmen auf- und abwandert, und vor der man die Kinder warnt:

Laß steh'n die Blumel
Geh nicht in's Korn!
Die Roggenmuhme
Sieht um da vorn!
Wald duckt sie nieder,
Wald guckt sie wieder:
Sie wird die Kinder fangen,
Die nach den Blumen laugen. (Kopisch).

In Oesterreich, der Schweiz, in Bayern, im Voigtlande, in Thüringen und anderen Ländern war der „Billwiz“, der böswilligste der Kornämonen, bekannt und gefürchtet. Der Billwiz schritt nach der Sage am Johannis-morgen durch die Getreideseider, um mit den an seinen Knöcheln befestigten Sichel lange Gassen in das Korn hineinzumähen. Die Veranlassung zu dieser Mär haben die Gänge der Hasen durch das Getreide gegeben, da diese Rager auf diesen Läufen alle im Wege stehenden Halme abbeißen, um ungestörter laufen zu können.

Von besonderer Bedeutung bei der Ernte sind die ersten Aehren und die erste Garbe. In vielen Gegenden wird in die erste Garbe ein Brot und ein Osterl gebunden, um das Wiederaufkeimen und einen reichlichen Ertrag für das nächste Jahr zu sichern. Hier und da werden von dem Vormäher drei Aehren vor Beginn der Mahd abgeschnitten und an die Enden gebunden, da sie gegen Kreuzschmerzen schützen und vor Verwundungen durch Sense und Sichel bewahren sollen. Wie die ersten Aehren und die erste Garbe, so spielen bei den Erntebräuchen auch die letzten Aehren und die letzte Garbe eine wichtige Rolle. In vielen Gegenden läßt man auf dem letzten Acker einige Halme stehen, die man vorher bezeichnet und umkreist hat. In die Mitte derselben steckt man eine „Maie“, an welche jene Halme mit bunten Bändern befestigt werden; dann treten alle Arbeiter zum Gebete nieder. Das Binden solcher Bündel geschah in den einzelnen Gegenden in verschiedener Weise. So mußten in einigen Gegenden drei große Aehren mit der rechten Hand erfaßt, zu einem Knoten verschlungen und mit den Kräutern des Ackers, als Kornblumen, Rohn und Kamillen geschmückt werden. In manchen Gegenden fügte man auf Roggenäckern noch ein Stück Roggenbrot und auf Weizenäckern ein Stück Weizenbrot bei.

Aus der Fülle der verschiedenen Erntebräuche wollen wir zum Schluß noch einen schönen Brauch aus der Schweiz herausgreifen, der von Gottfried Keller dichterisch behandelt worden ist:

„In meiner Heimat grünen Tälern,
Da herrscht ein alter schöner Brauch
Wann hell die Sonnensterne strahlen,
Der Glühwurm schimmert durch den Strauch:
Dann geht ein Flüstern und ein Winken
Das sich dem Aehrenfelde naht,
Da geht ein nächtlich Silberblinken
Von Sichel durch die gold'ne Saat.
Das sind die Burichen jung und wacker,
Die sammeln sich im Feld zu Haus
Und suchen den gereiften Acker
Der Witwe oder Waise auf,
Die keines Vaters, keiner Brüder
Und keines Knechtes Hilfe weiß —
Ihr schneiden sie den Segen nieder,
Die reine Lust ziert ihren Fleiß.“

Tante Insanna.

Skizze von A. von Rohrt.

„Wohin machen wir in diesem Jahre unsere Ferienreise?“ Um diese Frage reiflich zu überlegen, hatte Fräulein Anna Lange, wohlbestallte Lehrerin an der Stadtschule zu Marienthal, ihre beiden Kolleginnen und zugleich besten Freundinnen Insanna Berg und Fanny Arnd zum Kaffee eingeladen.

„Wißt Ihr was“, sagte Anna, „ich habe eine famose Idee! Reisen wir in diesem Jahre mal in eins der großen Modestädter. Wenn wir uns ein bißchen verständlich einrichten, wird uns die Geschichte sicher nicht trüger, als wie in den Böhern, wo wir uns sonst rumdrückten.“

Man sah es den beiden andern an, daß ihnen der Vorschlag gefiel; aber Susse, die ärmste von ihnen, die eine alte Mutter und einen schwachen Bruder zu unterstützen hatte, schüttelte den Kopf und seufzte: „so viel Geld

habe ich nicht!" während Fanny, die bedächtiger meinte: "so lange ich lebe, ist es schon mein Herzenswunsch, einmal eine Saison in Ostende mitzumachen; aber dahin können wir jungen Mädchen nicht ohne Anstandsdame reisen."

"Anstandsdame!" lachte Anna. "Woher die nehmen und nicht stehlen und wenn wir glücklich eine haben, sagt sie gewiß bei jeder Gelegenheit: das schickt sich nicht, das dürft ihr nicht und vereitelt uns den ganzen Spaß."

Susanne war bei den letzten Worten aufgestanden und ins Nebenzimmer gegangen. Nach einigen Augenblicken kam sie wieder, eine Tischdecke als Umschlagetuch umgebunden und den Kopf mit einem Spitzenkleier verhüllt. "Kinder", sagte sie und erhob mahnend den Finger, "was macht Ihr schon wieder für einen Lärm, das schickt sich nicht für junge Damen!"

Die beiden anderen erhoben ein jubelndes Gelächter, dann steckten alle drei die Köpfe zusammen und der Schlachtplan wurde entworfen.

Es war Ebbezeit. Auf dem breiten, mit glänzend weißem Sande bedeckten Strand von Ostende entfaltetete sich das Vadeleben in seinem ganzen Glanze. Aus dem Kurhaus ertönte rauschende Musik und auf dem breiten Seerdamm wogte eine bunte, lachende und scherzende Menge auf und ab.

Der Vorstrand war ganz bedeckt mit zierlichen Zelten, die alle mit Fähnchen und bunten Wimpeln auf das schönste geschmückt waren. Drei Damen drängten sich hier durch die Menge von spielenden Kindern und nahmen in einem etwas abseits gelegenen Zelte Platz. Die beiden jüngeren streckten sich in dem warmen Sande aus und die ältere setzte sich in einen bequemen Feldsessel.

"Soll ich Dir auch einen Schemel holen und eine Decke, Tante Susanna?" fragte das eine der jungen Mädchen lachend. Es war Anna Lange.

"Nun, eine Nummelgreisin bin ich doch noch nicht", meinte Tante Susanna. "Aber Fanny, Du wirst Dein schönes, weißes Kleid verderben."

Fanny Arnd wirbelte eine große Sandwolke auf. "Ach Kinder, ich finde es so wonnig hier! Seht nur, wie die Sonne scheint, hört, wie das Meer rauscht! Und habt Ihr es wohl gesehen? Die russische Großfürstin trug vorhin ein Kleid aus ganz Brüsseler Spitzen, und die Perlenkette, die sie um hatte, hat gewiß eine halbe Million gekostet. O Gott, wie schön ist es hier, ich könnte die ganze Welt umarmen!"

"Die ganze Welt? warum nicht gar. Da kommt ein viel würdigerer und faßlicherer Gegenstand", neckte Anna.

Zwei Herren näherten sich dem Zelte, von denen der eine, ein junger eleganter Mann, apart in einen weißen Flanellanzug gekleidet, seinen Begleiter sehr sorgsam und liebevoll führte und führte.

Tante Susanna erhob sich rasch, rückte einen zweiten Stuhl in den Schatten der Zeltwand und holte eine Decke und ein paar Kissen herbei.

"Siehst Du, Onkel, hier ist schon alles für Dich bereit", sagte der junge Mann und half dem Leidenden, sich bequem in dem Stuhl auszustrecken. Der hatte nur für Tante Susanna einen freundlichen Blick und überließ es seinem Neffen, Fanny und Anna zu begrüßen.

"Nun Herr Helmer?" fing Anna dann auch gleich an, "wie ist Ihnen die gestrige Ruder-tour bekommen? und wie wird es mit dem Muschelnischen?"

"Das kann jetzt losgehen, da drüben wartet schon mein Freund Jan mit seinem Boote", lachte Fritz Helmer und bot Fanny den rechten, Anna den linken Arm.

Die jungen Mädchen jubelten vor Vergnügen. "Adieu Tante", sagten sie; und der junge Mann meinte noch im Abgehen, "passen Sie, bitte, recht schön auf meinen Onkel auf." Dann waren die drei verschwunden.

Tante Susanna sah ihnen nach, sie war heiß errötet, was ihr trotz Brille und Spitzenhaube ein sehr jugendliches Ansehen gab und Herr Hans Helmer, Rentier aus Hannover wie er sich ins Fremdenbuch eingetragen, lehnte sich befriedigt in seine Kissen zurück; er sah noch blaß und leidend genug aus, doch hatte er sich seit jenem Tage vor drei Wochen, wo er ohnmächtig in den Sand niedersank und sein rastloser Neffe die drei, zufällig in der Nähe weilenden Damen um Beistand bat, bereits sehr erholt. "Daran ist Ihre Tante Susanna allein schuld", versicherte der junge Helmer Anna und Fanny immer aufs Neue. "So gut verstand noch kein Mensch mit ihm umzugehen. Sie sind von der Vorsehung eigens für uns hergeschickt." Und vom ersten Tage an war man unzertrennlich. Warum auch nicht? Die jungen Mädchen hatten ja ihre Tante bei sich und der junge Mann seinen Onkel.

Sie sah sehr würdig aus, Tante Susanna, wie sie dasaß und mit ihren zierlichen Händen ihre Häkelerei bewegte. Auch schien sie Onkel Hans sehr zu gefallen, denn er sah sie unverwandt an und er, der sonst nach seines Neffen Ausdruck niemals den Mund aufstut, wurde plötzlich ganz beredt und wußte so hübsch von einem Gute, das er sich kaufen wollte, zu erzählen.

Anna und Fanny suchten indessen Muscheln. "Die arme Tante Susanna, wir hätten sie eigentlich mitnehmen müssen!" meinte Anna.

Fritz Helmer schleuderte Steine ins Wasser. "Bitte, was hätte dann mein Onkel ansagen sollen?" sagte er.

Anna schien heute freitsüchtig. "Meinen Sie vielleicht, daß unsere Tante für Ihren Onkel da ist?"

"Ja, wenn Deine Tante meine Tante wäre." Fritz Helmer dachte nach. "Wie alt ist Tante Susanna eigentlich?" fragte er.

"Biel zu jung für Ihren Onkel!" plägte Anna heraus und, "oho, viel zu alt!" entfuhr es ihm.

Sie hatten plötzlich alle drei merkwürdige Eile, zu ihrem Onkel und ihrer Tante zurückzukommen. Auch der lange Abendspaziergang am Strande unterblieb heute; sie widmeten sich dafür mit auffallendem Eifer den beiden älteren Herrschaften, die darüber aber garnicht erbaut schienen.

"Was machen wir nun?" Anna und Fanny versuchten Abends im Bett diese Frage zu überlegen.

Anna war rosiges Laune. Sie hatte vorhin einen langen Brief bekommen, bei dessen Lesen ihr Gesicht gestrahlt hatte. "Ach", meinte sie, "in ein paar Tagen reisen wir ab, dann ist alles gut, und Tante Susanna wird Onkel Hans schnell vergessen. In einen solchen alten Brummbar kann sie sich doch nicht verlieben," und bei diesen Worten küßte sie zärtlich den goldenen Kettenring, den sie seit einiger Zeit am Finger trug.

Fanny hatte beim Erwähnen der Abreise melancholisch geseufzt. Jetzt sagte sie stockend: "Kannst Du Dir eigentlich denken, was der junge Helmer ist? Wahrscheinlich Offizier, ich finde, er macht einen so vornehmen Eindruck. Welch ein Glück, daß niemand hier weiß, daß wir Lehrerinnen sind!"

"Du," — Anna wiegte weise den Kopf, — "seiner Bestimmung entgeht niemand. Offiziere sind aber gewöhnlich nicht für arme Lehrerinnen bestimmt."

Am nächsten Morgen traf man sich wieder am Strande. Auf wen paß' ich nun am besten auf? dachte Anna und beschloß sich Tante Susanna zu widmen.

Fanny und Fritz Helmer schienen das sehr angenehm zu finden. Ehe man sich's versah, waren sie hinter den Dünen verschwunden.

Onkel Hans sah heute merkwürdig aus; der finstere und milde Ausdruck seines Gesichts war entschunden und seine Augen blitzten wie im neuen Lebensmut. Er gefiel Anna plötzlich sehr. "Ich will einen Strandspaziergang machen", sagte sie und ging davon.

Sie konnte es sich aber nicht versagen, hinter einem Sandhügel verborgen die beiden von fern zu beobachten.

Sie bemerkte, wie Onkel Hans erst leidenschaftlich auf Tante Susanna einredete, die plötzlich in Tränen ausbrach, Spitzenhaube und Brille abnahm, einige Augenblicke die Hände rang, um dann Onkel Hans in die Arme zu sinken.

"Also wirklich", dachte Anna und stürzte davon um den beiden andern die große Neuigkeit zu verkünden.

Sie traf sie hinter einer Düne und störte sie gerade im schönsten Augenblick ihres Lebens. Fritz Helmer sah sich aber rasch, er ergriff Fannys Hand, verbeugte sich und sagte: "Als Verlobte empfehlen sich."

"Und weißt Du was er ist?" rief Fanny zwischen Lachen und Weinen. "Ein Lehrer, und er hatte sich vorgenommen niemals eine Lehrerin zu heiraten!"

Anna nahm sich garnicht mal die Zeit, Fanny zu umarmen. "Denk Euch nur, der Onkel und die Tante haben sich auch verlobt", verkündet sie.

"Der Kerl ist wohl verrückt, das geht doch gar nicht!" fuhr der glückliche Bräutigam auf, "und wenn sie ein Engel ist, so ist sie doch zu alt für ihn."

"Zu alt?" riefen die beiden andern wie aus einem Munde. "Er ist zu alt für sie!" und sie sahen sich gegenseitig in die staunenden Gesichter.

"Na, nun will ich nur Farbe bekennen", meinte dann Fritz. Mein Onkel ist nämlich garnicht mein Onkel, sondern mein Bruder. Der arme Kerl war totkrank am Typhus und nun bestand der Arzt darauf, daß er zu seiner gänzlichen Wiederherstellung hierher nach Ostende reise. Mein Bruder ist aber ein Sonderling, besonders junge Damen sind sein Schrecken. Er behauptet, daß die Heiratswütigen zu Duzenden in einem Seebade herumlanieren, um sich auf jeden armen Junggesellen, der ihnen in den Weg kommt, zu stürzen. So kamen wir auf den Gedanken, meinen Bruder zu meinem Onkel zu machen, was ja in Anbetracht seines früh ergrauten Haares und seines leidenden Aussehens gut ging. Und nun verliebt sich der Weiberfeind in eine alte Tante!"

Anna und Fanny konnten vor Lachen fast nicht sprechen. "Aber unsere Tante ist ja garnicht unsere Tante", brachten sie endlich heraus. "Sie ist unsere Freundin und erst zweiundzwanzig Jahre alt. Wir haben sie nur für vier Wochen zu unserer Tante und Anstandsdame erhoben, weil wir doch so große Lust hatten, unsere Ferien hier in Ostende zu verleben und die Welt es nun einmal nicht für passend hält, daß junge Damen allein ins Seebad reisen."

Abends feierte man in einem Separatzimmer des Kurhauses Verlobung. Wenn die Jugend gar zu übermütig wurde, erhob der Onkel mahnend den Finger: "Kinder", sagte er, "ich muß mir ausbitten, daß ihr Euch bemüht ein wenig verständig zu sein."

Aber Susanna legte sogleich die Hand auf seinen Arm. "Ich bin die Tante, ich habe am meisten zu sagen. Laß sie nur, laß sie, Dieser Tag muß gefeiert werden!" und dann bestellte man eine neue Flasche Champagner.